

(Nachdruck verboten.)

## 1) Frau Pilatus.

Von Oscar Madjen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

I.

Der Bankbeamte Winther kam über den Neumarkt, hastig, mit nervösen Schritten.

Es fehlten nur ein paar Minuten an  $\frac{1}{2}2$ , als er vor dem Rathause einen Schutzmann anhielt und nach dem Weg zur 7. Kriminalkammer fragte.

Der Beamte stutze ein wenig und musterte mit einem schnellen Blick den elegant gekleideten Herrn, ehe er ihm Bescheid sagte.

Winther dankte für die empfangene Aufklärung und begab sich durch das niedrige und breite Thorgewölbe neben dem Rathause über den Hof, wo gerade ein Gefängniswagen hielt — eine der sogenannten „Salatschüsseln“ —, und ging dann eine Steintreppe hinauf, auf deren rostiges Eisengeländer er sich stützte.

An einer Thür rechts las er:

„Kopenhagener Polizeikammer.“

Infolge der Erklärung des Schutzmannes wußte er, daß er noch ein paar Etagen höher hinauf mußte, und er ging die breiten, schmutzigen Treppen hinauf, auf deren Stufen zahlreiche Speichel Flecke in schmutziggrauem Sande flossen. Eilige Männer, einige in Civil, andre in Polizei-Uniform, eilten an ihm vorbei. Endlich war er am Ziel. Er stand vor der siebenten Kriminalkammer. Bescheiden klopfte er an, zögerte ein wenig, niemand antwortete. Dann trat er ein.

Er stand in einem geräumigen Zimmer — einer Art Wartesaal —, in welches das blaßgraue Nachmittagslicht durch vier, fünf große Fenster, die nach dem Hofe hinausgingen, grell hineinschien. Unter diesen Fenstern an der Wand entlang zog sich eine Reihe einfacher, gelblackierter Bänke, auf denen ein paar armselig gekleidete Männer und ein Frauenzimmer in einem schwarzen zerfetzten Shawl saß. Dicht an der Thür, durch welche er gekommen war, stand ein gelber Tisch aus Tannenholz, der von Papieren und Zeitungen überfloß. Und von seinem Plaze auf dem Rohrstuhl an der Thür erhob sich ein kleiner, fatter Herr und ging dem Bankbeamten entgegen.

„Sie wünschen?“ fragte der kleine Mann und heftete den Blick zweier kleiner, blanker, stehender Augen ernsthaft auf Winther.

Winther zog den Streifen blauen Papiers hervor, den er am Abend empfangen hatte.

„Ich habe diese Zeugenvorladung bekommen,“ sagte er.

Der Gerichtsbeamte, mit dem er sprach, überflog schnell die Vorladung.

„So —, der Bankbeamte Winther!“ sagte er. „Ja, das ist schon richtig! Das behalte ich.“

Er steckte die Vorladung in die Tasche. „Das ist ja die große Bankbetrugsaffaire bei der siebenten Kriminalkammer — sehen Sie sich nur, Herr Winther. Bitte schön — ich bin gleich wieder hier.“

Der Gerichtsbeamte, Lassen war sein Name, deutete auf die Bänke unter den Fenstern.

Winther zog es vor, stehen zu bleiben. Der kleine, fette Herr bewegte sich in langsamem Tempo einen schmalen und kurzen Gang hinab, der in den Wartesaal der Eingangsthür gegenüber mündete. Rechts und links war dieser Gang, in den das Licht nur sparsam durch ein paar hochsitzende Scheiben hineingelangte, von einer Reihe von seltsamen Thüren flankiert, die Speisekammerthüren gleichen.

Und es fuhr Winther, der dem Gerichtsbeamten mit den Blicken folgte, durch den Kopf, daß dies am Ende die berühmten „Schränke“ wären, von denen er so viel in den Blättern gelesen hatte. Ihr Anblick stimmte ihn nicht gemüthlich. Das ganze kalte, barsche Interieur war schon im Begriff, seinen Druck auf Winthers Gemüth auszuüben, das so unruhig genug war.

Freilich war Winther so unschuldig, wie ein Kind im Mutterleibe, an dem großen Bankbetrug, von dem man in der ganzen Hauptstadt sprach. Aber an den letzten Tagen waren

die Festnahmen und Verhaftungen unter dem Personal der Bank Schlag auf Schlag erfolgt.

Und an demselben Tage morgens hatte Winther obendrein das Vergnügen gehabt, in ein paar Zeitungen zu lesen, daß er an diesem Tage zur Zeugenaussage vorgeladen wäre, und daß noch eine Verhaftung in Aussicht stände.

Er hatte auf dem Wege zum Gerichtsfokal daran gedacht, daß er gleich zu Anfang den Kriminalgerichtsassessor Krog, der die Sache unter sich hatte, ernsthaft zur Rechenschaft ziehen wollte für diese tendenziösen und unverschämten Notizen, die die Köpfe von Polizeireportern doch nur von der Kriminalkammer und, wahrscheinlich von dem Assessor selbst haben konnten.

Aber die Verbrecheratmosphäre, die ihn umwehte, begann schon ihren merkwürdigen, lähmenden Einfluß auf sein Nervensystem auszuüben.

Zum Teufel, da wurde einer der „Schränke“ aufgerissen. Zwei Beamte nahmen den bleichen, langhaarigen Lazzaroni, der daraus herbortanmelte, in ihre Mitte und transportierten ihn in den Wartesaal.

Sie schubsten ihn unsanft, der Gefangene wehrte sich.

„So — ho, immer fachte!“

„Vorwärts mit ihm — kannst ein bißchen die Beine anziehen! Solche Schwitzkur sollst Du morgen wieder haben!“

Die drei Wartenden, die auf den langen, gelben Bänken saßen, fuhrn unwillkürlich zusammen und schüttelten sich.

Winther blickte unwillig fort.

Dabei fiel sein Blick auf eine entgegengesetzte Ecke des Zimmers, wo eine Gardine eine Art Kabuse bildete, aus der gerade ein blaßes, junges Mädchen mit ein paar großen, verschüchterten Augen hervorlachte.

Gott weiß, was die nun gethan hat, sagte Winther zu sich. Sie sieht doch sonst ganz manierlich aus!

Er bemerkte, daß der uniformierte Beamte, der auf die Gäste im Wartesaal Acht gab, sie in einem Nu hinter die Gardine zurückjagte.

„Will sie wohl nicht ihre Nase in alles stecken, diebisches Frauenzimmer!“

Als Antwort ertönte nur ein leiser, jammernder Laut, wie das Weinen eines Kindes.

Winther fuhr fort, nervös und in steigender Unruhe im Zimmer auf und ab zu wandern.

Der Beamte, mit dem er vorhin gesprochen hatte, blieb lange fort.

Endlich knirschte eine Thür — Winther vermutete, und seine Vermutung war richtig, daß diese Thür zur Kriminalkammer selbst führte.

Der kleine, fette Lassen kam wieder zum Vorschein. Er nickte dem Bankbeamten zu, der sich unwillkürlich aufrichtete und bereit machte, um vor den Untersuchungsrichter zu treten.

„Sehen Sie sich nur, Herr Winther, Sie kommen sofort ran.“

Winther verspürte noch immer keine Lust, auf den gelben Bänken Platz zu nehmen. Er setzte seine rastlose Wanderung fort und bemerkte, daß ihm der Aufsichtsbeamte mit einem mißtrauischen Blick folgte, gerade als ob er in der nervösen Unruhe, die den vorgeladenen Zeugen plagte, ein recht gravierendes Indicium sähe. Gleichwohl war es Winther unmöglich, sich zu setzen.

Verstohlen sah er auf seine Uhr.

Es war 2 Uhr.

Und immer weiter durchmaß er den Saal, zuletzt begann er sogar, seine eigenen Schritte zu zählen, während seine Ungeduld immer höher stieg.

Die Zeit verstrich. Delinquenten wurden ab- und zugeführt. Die „Schränke“ wurden auf- und zugemacht.

Winther sah Bagabunden und Dirnen.

Von neuem zog Winther seine Uhr.

Es war jetzt einhalb drei.

Und ungeduldig wandte er sich an den Aufsichtsbeamten.

„Ich war zu einhalb zwei vorgeladen. Nun habe ich eine geschlagene Stunde gewartet. Was soll das eigentlich heißen?“

Herr Lassen zuckte die Achseln.

„Fragen Sie den Assessor. Wenn Sie erst mit dem gesprochen haben, dürften Sie vielleicht noch länger warten.“

Winther wandte ihm den Rücken und stellte sich an eines der Fenster. Er blickte in den düsternen Polizeihof hinab, wo die „Salatschüssel“, die ihre volle Ladung bekommen hatte, gerade im Begriff war, abzufahren.

Schwer und dröhnend rollte der Wagen in das Thor, gewölbe hinaus. Ein paar Beamte tauchten aus der Kellerstube auf und sandten ihm sachmännische Blicke nach, während sie ihre Pfeifen anzündeten.

Eine Hand legte sich ganz leicht auf Winther's Schulter. Er wandte sich um und sah vor sich einen älteren, sanft blickenden Herrn in abgetragenen, am Handbein stark zerfasertem Comptoirrock und mit spärlichem grauen Haar.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Rekrut des alten Fritz.

In den preussischen Geschichtsmärchenbüchern wird bis zum Ubel die alte Legende wiedergefäunt, daß die kriegerischen Erfolge des alten Reich nationale Heldenthaten gewesen und vom deutschen Volk als solche empfunden worden seien; die Schlacht bei Rossbach z. B. sei in ganz Deutschland mit Jubel begrüßt worden als ein deutscher Sieg bürgerlichen Schicksals Deutschlands dem siebenjährigen Kriege mit völliger Teilnahmslosigkeit gegenüber, um mit Lessing zu sprechen, als einem „blutigen Prozeß unter unabhängigen Häuptern“, der die übrigen Stände nur insofern berühre, als sie unter seinen Folgen zu leiden hätten: es war ein Kabinettskrieg um fürstliche Hausmacht, so daß ganz unerfindlich ist, warum das deutsche Volk sich für den König des „Mavrischen Landes in Europa“ (Lessing) hätte ereifern sollen. Die Siege Friedrichs des Großen konnten nur so weniger für „nationale Großthaten“ gelten, als seine Armee gar kein nationales Heer, sondern ein im Dienste hohenzollernscher Haus- und junferlicher Standesinteressen zur Schlachtbank getriebener Mechanismus war, der zu einer Hälfte aus teils gewaltigem gepreßten, teils unter dem Abbau aller europäischen Nationen geworbenen Ausländern bestand; zur andren Hälfte waren es freilich preussische Landestinder: aber Leibeigene, die von den adligen Elavenhaltern ans Messer geliefert wurden. Die so zusammengebrachte Soldateska war natürlich alles andre eher als eine nationale Heldenschar, konnte vielmehr bloß durch die allerbarbarischste Behandlung, durch die beständige Angst vor Fuchtel, Spießrutenlaufen und handrechtlicher Fäulterung, verhindert werden, in alle Winde auseinanderzulaufen. Durch ein übles Geschick unter das preussische Militär verschlagen zu werden, war so ziemlich das größte Unglück, das einem Deutschen jener Tage widerfahren konnte. Das geschah damals auch einem jungen Schweizer, dessen Autobiographie 1780 von Füßli in Zürich unter dem Titel: „Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des Arztes im Todenburg“ veröffentlicht wurde. In diesem merkwürdigen Buche sind die Abschnitte, die von den Erlebnissen des Verfassers beim preussischen Militär Kunde geben, weitaus die interessantesten: sie geben ein anschauliches Bild preussischen Soldatenlebens zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Ulrich Bräder, so heißt dieser preussische Kriegsheld, war als Kind armer Leute zu Nabis in der toggenburgischen Gemeinde Wattwil geboren und bis zum Alter von zwanzig Jahren als Weibhuh, Anecht und Tagelöhner in seiner Heimat thätig gewesen. Durch glänzende Vorpiegelungen ließ er sich gegen Ende des Jahres 1755 verleiten, mit ein paar Landsknechten, von denen das arglose Herz Bräders sich nicht träumen ließ, daß sie Selenverläufer seien, in die Fremde zu gehen. Der Weg führte strads nach Schaffhausen, wo sich gerade fünf preussische Werbeoffiziere aufhielten. Einem von diesen Herren, Namens Marconi, der im Gasthaus zum Schiff sein Quartier aufgeschlagen hatte, wurde Bräder alsbald vorgeschürt. Daß man ihn sofort mit nackten Füßen an eine Säule unter ein Maß stellte, hätte den jungen Toggenburger wohl Lunte riechen lassen können, wenn er mehr Erfahrung besessen hätte. Marconi engagierte dann den jungen hübschen Kerl als Bedienten und speiste seine biederen Landsleute mit drei Dulaten ab: zu ihrem großen Mißvergnügen, weil sie Bräder inzwischen schon an einen von den anderen Werbeoffizieren für eine größere Summe verschachert hatten. Der Vertrauensselige ahnte nicht, daß er an den König von Preußen beraten und verkauft war, auch dann nicht, als er von einer mitleidigen Seele darauf aufmerksam gemacht wurde: „Ja, ja! wart' nur bis D'ennmal in Preußen bist, da mußt Soldat sein und Dir den Buckel braun und blau geben lassen. Um tausend Thaler möcht' ich nicht in Deiner Haut fieden.“ Er glaubte den entgegengekehrten Versicherungen Marconis und führte die nächsten Monate mit seinem Herrn, der ein lödterer Vogel war, ein lustiges Leben in Schaffhausen und dem anstößigen Süddeutschland. Schließlich wurden die preussischen Werber aus dem Schaffhausener Gebiet ausgewiesen, weil ein junger Schaffhausener über seine Kapitulationszeit hinaus bei den preussischen Fahnen festgehalten wurde. Marconi hatte dort nur drei Mann angeworben: „Erzschurken, die sich Verbrechen wegen aus klüglichen Fuß setzen mußten.“ Dazu kam dann in Nottweil noch ein Pole, der bisher in Piemont gedient hatte und desertiert worden war.

Die schönen Tage nahmen schließlich Marconis vieler Schulden und geringer Werbeergebnisse halber ein Ende, und am 15. März 1756 machte sich Bräder in Gesellschaft von Marconis Werbekorporalen

zu Fuß auf den Weg von Nottweil nach Berlin. Da sollte er die Kasatendienstleistungen bei seinem Herrn wieder aufnehmen, sobald dieser zu Wagen nachkommen sein würde. In vierundzwanzig Tagen marschirte die Gesellschaft über Ulm, Nördlingen, Nürnberg, Bayreuth, Schleiz, Halle, Dessau schließlich bis Spandau und Charlottenburg, und alle Mühsal war vergessen, als Bräder am 7. April 1756 soweit gelangt war: „An den letzten Orten zumal wimmelte es von Militär aller Gattungen und Farben, so daß ich mich nicht satt guden konnte, die Türme von Berlin zeigte man uns schon, eh' wir nach Spandau kamen. Ich dachte, wir hätten's in einer Stunde erreicht, wie erkaunt' ich darum, als es hieß, wir gelangten erst morgen hin. Und nun, wie war ich herzlich froh, als wir endlich die große herrliche Stadt erreichte. Wir gingen zum Spandauer Thor ein, dann durch die melancholisch angenehme Lindenstraße und noch ein paar Gassen durch. Da, dacht' ich Einfallspinsel, bringt man dich dein Lebtag nicht mehr weg, da wirst du dir dein Glück bauen . . .“

Er sollte alsbald aus allen Wolken fallen. Anstatt zu Marconi transportierte man ihn nach der Krausenstraße in ein Bürgerquartier, wo schon drei Soldaten lagen, die sich über Bräders Frage nach Er. Excellenz Herrn Lieutenant Marconi tollachen wollten. So aß er mit sehr wenig Appetit von der „stodiden Erbsentost“, die nun aufgetragen wurde. „Wir waren kaum fertig, als ein alter, hagerer Kerl ins Zimner trat, dem ich bald ansah daß er mehr als Gemeiner sein müßte. Es war ein Feldwebel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm. Die er über dem Tisch ausbreitete, legte ein Sechsgroschensüßd dazu und sagte: „Das ist für Dich, mein Sohn! Gleich werd' ich Dir noch ein Kommissbrot bringen.“ „Was? für mich?“, versetzt' ich, „von wem, wozu?“ „Ei! Deine Montierung und Tratteement, Bursche! Was gills da Fragen? Bist ja ein Rekrute.“ Alle Einwendungen mußten nichts, und die Simbenkammeraden machten nach des Feldwebels Entfernung den verzweifelten Schweizer darauf aufmerksam, Widersehtigkeit führe zu weiter nichts, daß man ihm auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweil schließt und ihn suchtet, daß ihm die Rippen trachen, bis Er content ist!“ Anderen Tages meldete der Geyprek sie bei dem Major, um ihm das schmachliche Unrecht klar zu machen, daß ihm geschehen, sand aber taube Ohren. Als er sich darauf berief, daß er ja weder Handgeld noch Kapitulation bekommen habe, meinte der Major, Handgeld habe er in den Diensten seines sauberen Patrons von einem Herrn mehr gekriegt, als zehn andere, und eine Kapitulation solle er haben. Alle weiteren Einwendungen wurden mit dem kaiserlichen Befehl abgeknippt: „Canaille fahr' Er sich zum Teufel!“, was durch Verdrohung mit der Fuchtel noch eindringlicher gemacht wurde.

Nolens volens mußte Bräder sich fügen, Kommissbrot und Waffen acceptieren und Sachen verpassen. Dann gieng mit zwanzig anderen Rekruten zur Vereidigung beim Obersten: „Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte eiliche zerlöchernte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Saß voll Kriegsartikel her und sprach uns einige Worte vor, welche die mehreren nachmurmelten, ich regte mein Maul nicht, dachte dafür, was ich gern wollte, ich glaube an Aennchen; er schwang dann die Fahne über unseren Köpfen und entließ uns.“ Durch diese feierliche Zeremonie war Ulrich Bräder wohlbestallter preussischer Rekrut in der Compagnie Lüderich des Regiments Zhenplig geworden und mochte sehen, wie er mit den vier Groschen Löhnung, die er noch hatte, seinen Unterhalt für vier Tage bestreiten könne. Die Kameraden, mit denen er im Quartier lag, gingen ihm da mit guten Ratschlägen an die Hand. Vorläufig habe er ja noch seine Bedientenmontierung zum Verlaufen, und dann solle er der Menage wegen nur zusehen, wie's die andren machten. „Da heben's 3, 4-5 miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirnen und kochen selbst. Des Morgens für einen Dreier Bräsel und e'n Stück Kommissbrot. Mittags holen sie in der Garküche für e'n andren Dreier Suppe und nehmen wieder e'n Stück Kommissbrot. Des Abends für zwei Pfennig Stovent oder Dumbier und abermal's Kommiss.“ Und als Bräder diese Kommissbrotbiät für ein verdammtes Leben erklärt, wird ihm bedeutet: „Ja! so kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn er braucht noch viel andre Ware: Kreide, Ruder, Schuhwachs, Del, Schmirgel, Seife und was der hundert Siebenjachen mehr sind.“ Bräder ruft erstaunt: „Und das muß einer alles von den sechs Groschen [für 6 Tage Löhnung] bezahlen?“ „Ja! und noch viel mehr, wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann.“ Zur Aufbesserung ihrer Einkünfte arbeiteten die Soldaten massenhaft in der dienstfreien Zeit beim Ein- und Ausladen der Spreechiffe, auf den Zimmerplätzen, am Spinnrocken und in allen möglichen Handierungen. Das gedachte denn auch Bräder zu thun; vorläufig galt es bloß, die Anhangsgründe des preussischen Teils zu bereinern.

Die erste Woche brauchte er noch nicht auf dem Exercierplatz anzutreten. Er bekam aber schon von bloßen Zuschauern genug: „Ich gieng in der Stadt herum, auf alle Exercierplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten mustrieren und prügelten, daß mir schon im Voraus der Angstschweiß von der Stirne tropfte.“ Bald mußte er selbst daran glauben. Er kam zuerst unter die Fuchtel eines würdischen Korporals mit schiefer Nase: „Den Kerl mach' ich für den Tod nicht vertragen; wenn er mir gar auf die Füße klopfte, schöß mir das Blut in den Gipfel.“ Und wenn er es gerade nicht am eigenen Leibe erleben mußte, so empörte ihn das barbarische Treiben auf dem Exercierplatz auch, wenn er andre darunter leiden sehen mußte. Da war des Fuchens und Karbatzens von prügelstüchtigen Junierleins, und

hinter wieder des Lamentierens der Gebrügelten kein Ende. Wir selber (Brüder und ein paar Landsleute, die ein ähnliches Mißgeschick in dieselbe Compagnie geführt hatte) zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wieder. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmerherzig behandelt und uns selber jahrein, jahraus so injoniert zu sehen: oft ganzer fünf Stunden lang, in unsrer Montur eingeschnürt, wie geschraubt stehen, in die Kreuz und Quer pfahlgrad marschieren, und ununterbrochen blüßschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit furiosom Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stand und alle Augenblick wie unter Stabistöcke (Kohlköpfe) drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktament mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm und der geduldigste rasend werden. Ramen wir dann totmüde ins Quartier, so gings schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurecht zu machen und jedes Fleckchen auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentasche, Stoppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank gepußt sein. Zeigte sich an einem dieser Stüde die geringste Unthat, oder stand ein Haar in der Fritur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel...

Die Aussicht, dies Hundeleben die 6 Jahre der Kapitulation zu ertragen und womöglich noch länger festgehalten zu werden, war in der That zum Verzweifeln. Brüder konnte von Glück sagen, daß es ihm nicht ging wie einem Ausbacher, der vor lauter Jügrimm tobsüchtig geworden war und nun im Zollhause saß. Ein Medlenburger, den Brüder kannte, war auch schon nicht mehr weit davon. Mit Brüder selbst kam es wenigstens dahin, daß er gleich so vielen andern den letzten Dreier in Schnaps vertraut, um die trüben Gedanken zeitweilig los zu werden. Er dachte natürlich beständig darüber nach, wie er der Slaverei des blauen Rockes entkommen könne, und gleich ihm famen auch seine drei Landsleute im Regiment auf Flußt. Das war aber leichter geplant, als mit Erfolg ausgeführt. Viele versuchten es, aber die meisten Deserteure wurden durch das pflanzenmäßig geordnete Ueberwachungs- und Verfolgungssystem, dessen sich dieser Militärstaat erfreute, wieder eingebracht. „Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spiegheln laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken — wie sie des folgenden Tages aufs neue daran mußten, die Kleider vom zerschaden Rücken heruntergerissen, und wie wieder frisch drauf losgehauen wurde, bis Hefen genommenen Bluts ihnen über die Hüften hinabgingen. Dann sahen Schärer und ich uns zitternd und todblaß an und flüsteren einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!“

Die Aussichten zu entkommen, ließen sich erst günstiger an, sobald die Truppen in den Krieg zogen, wovon man schon einige Zeit munkelte: im Felde gab es eher eine Gelegenheit zu entweichen, als in der Garnison. Den 21. August 1756 traf endlich die von Brüder und seinen Freunden darum herbeigesuchte Marschordre für das Regiment ein, und den folgenden Morgen fand unter klingendem Spiel der Ausmarsch aus Berlin statt. Ueber Köpenick, Fürstentwäde, Guben, Spreenberg zog das Regiment krenpflig nach Camenz, von da nach Sachsen hinein und nahm nun an der berühmten Einschließung des Lagers von Pirna teil. Brüder hatte noch immer keinen passenden Moment zur Flucht gefunden und darum den fürchtbar anstrengenden Marsch und das wüste Feldzugsleben mitmachen müssen. In der Mark hatten es die Soldaten schon schümmen genug getrieben. In Köpenick waren sie zu 30—50 bei Würgern einquartiert worden, die einen Großen Quartiergeld belamen. „Vog Plunder, wie ging's da her! Hal da wurde gefressen! Aber den! man sich nur so viele große hungrige Kerls! Immer hieß es, schaff her, Canaille, was D' im hintersten Winkel hast. . . Wahrscheinlich, eine kuriose Birtschast! In jedem Hause befand sich ein Offizier, welcher auf gute Mannszucht halten sollte; sie waren aber oft die Faulsten (d. h. die Schlimmsten).“ In Sachsen, also in Feindesland, ging's natürlich noch ganz anders zu. „Auf den Märschen stopfte jeder in seinen Haberjad, was er . . . erhaschen konnte: Wehl, Hüben, Erdhüben, Hühner, Enten. Wer nichts aufzutreiben vermochte, ward von den übrigen ausgehimpft, wie denn mir das zum öfteren begegnete. Was das für ein Mordioesegrei gab, wenn's durch ein Dorf ging, von Weibern, Kindern, Gänsen und Spanferkeln. Da mußte alles mit, was sich tragen ließ. Hufsch! den Hals umgedreht und eingepackt. Da brach man in alle Ställ und Gärten ein, prügelte auf alle Vämme los und riß die Reste mit den Früchten ab. Der Hände sind viel, hieß es, was einer nicht kann, mag der andre. Da durft' kein Seel' Mut machen, wenn's nur der Offizier erlaube oder auch bloß halb erlaube. Da that jeder sein Devoir zum Ueberflus.“ Eine schöne Sorte Schuldigkeit und eine schöne Illustration zu E. v. Kleists Mahnung in der „Ode an die preussische Armee“:

„Nur schone, wie bisher, im Lauf der großen Thaten  
Den Landmann, der dein Feind nicht ist;  
Hilf seiner Not, wenn Du von Not entfernt bist;  
Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten.“

Den 1. Oktober 1756 schlug für Brüder die Stunde der Befreiung. Es war der Tag der Schlacht von Lobositz, in der so mancher Mutter Kind ins Gras beißen mußte. Dem armen Schweizer war durchaus nicht heldemännlich zu Mute, als das Regiment in den Bereich des sächsischen Geschützfeuers kam, als die Eisenbroden aus den Gliedern „wegspäßen, als wenn's Strohhalm wären“. „Da fiel mir vollends aller Mut in die Hosen

In den Bauch der Erde hätte ich mich verkrüchen mögen und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern, selbst derer, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleichneten. Die geleerten Brenzfläschchen, deren jeder Soldat eines hat, flogen unter den Äugeln durch die Lüfte; die meisten sofften ihren Keinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgen vielleicht keinen Fusel mehr!“ Gegen Mittag wurde das Regiment krenpflig aus der Front zurückgezogen, um bei der Vertreibung von ein paar tausend Panduren mitzuwirken, die eine Umgehungsbeziehung gegen die Preußen machten. In dem hitzigen Feuergefecht, das sich so in den Weinbergen ganz abseits von der Hauptkavallat entspann, brannte Brüder seine sämtlichen 60 Schuß los, ohne überhaupt zu zielen; während der Verfolgung der retirierenden Panduren blieb er zurück, fand sich allein und schlug sich seitwärts in die Büsche. Glücklich gelangte er zu den Destriciern, und nun war seine militärische Laufbahn zu Ende; denn sie entließen ihn nach seiner Schweizer Heimat.

So war die langgehegte Hoffnung endlich in Erfüllung gegangen, die in dem gepressten Schweizer, so fromm er sonst war, in komisch wirkender Weise einmal unter folgenden Umständen aufgestiegen war: „Bis hierher hatte der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsres Feldpredigers bei Pirna. O ja, dacht' ich, das hat er, er wird auch ferner helfen, und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland, denn was gehen mich eure Kriege an?“ Dem Schweizer Deutschen fehlte offenbar die richtige Vertschägung der Ehre, für den König von Preußen kämpfen zu dürfen. — ac.

## Kleines feuilleton.

— Die Kultur der Hyacinthen auf Gläsern. Obergärtner A. Elitva schreibt in der empfehlenswerten Wochenschrift „Nerthus“ (Altona = Ditzen. Chr. Adolff): Die Kultur der Hyacinthen auf Gläsern bereitet den Blumenfreunden viel Vergnügen, weil man den ganzen Entwicklungsprozeß schön beobachten kann. Diese Methode eignet sich indes nur für warme Räume. Es sind verschiedene Arten von Gläsern im Handel und empfehlen sich solche mit Einsägen, damit später, wenn die Wurzeln entwicelt sind, letztere beim Nachfüllen des Wassers unbehelligt bleiben und so keine Störung im Wachstum eintreten kann. Die Breite des Halses an solchen Gläsern muß der Größe der Zwiebeln entsprechen. Man verwendet zum Füllen der Gläser am besten Regen- oder Flußwasser, dem man etwas zerstoßene Holzstohle beigiebt, um vor dem Faulen der Zwiebel sicher zu sein. Die Gläser müssen deartig gestellt werden, daß nach Einfügen des Einsages, auf dem die Zwiebel sitzt, diese mit ihrer unteren Seite dicht auf das Wasser zu stehen kommt. Borerst werden die Hyacinthen-Gläser in einem kühleren Zimmer aufgestellt, bis die Wurzeln eine ziemliche Länge erreicht haben, dann erst werden sie in einem warmen Raume dem Lichte möglichst nahe gruppiert. Die Zwiebeln müssen, wenn Brut vorhanden, davon befreit werden, ebenso ist das verdunstete Wasser nachzufüllen. Empfehlenswert ist es überhaupt, das Wasser alle 14 Tage zu erneuern, aber dabei nur solches zu verwenden, welches die Temperatur des betreffenden Raumes hat. Daß man die Gläser so nahe wie möglich dem Lichte aussetzen muß, ist schon kurz erwähnt worden. Leider bedenkt man dies zuweilen nicht und giebt ihnen einen vom Licht zu weit entfernten Standort, was gerade so verderblich ist, wie zu hohe Temperaturen oder schlechte Atmosphäre. Das Vergeilen der Blätter, die schwache Entwiclung der Blumenschäfte, welche jämlich gebildete Blumen tragen, ist die Folge davon. So günstig den Hyacinthen während der Wurzelbildung ein dunkler Standort ist, so unerlässlich ist ihnen während des Wachstums Luft und Licht. Abweichend von den übrigen Kulturarten sind die auf Gläsern getriebenen Zwiebeln nach dem Abblühen nicht mehr verwendbar. —

### Litterarisches.

e. k. Tiermärchen. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß Leipzig. Ernst Wunderlich. — Das Wort „Märchen“ galt früher als Bezeichnung für die epische, d. h. erzählende Dichtung. Aus ihm ist das Wort Märchen abgeleitet worden, das im Mittelalter „spiel“ hieß. Die Märchenstoffe sind ursprünglich Produkte der Volkspoesie, die ihnen indes selten bleibende, feste Form gab. Häufig sind sie Ausläufer mythologischer Anschauungen. Das „Wunderbare“ als Mittel oder übernatürliches Wesen spielt darin die Hauptrolle. Die Gebilde entstammen der Phantasie, dem Aberglauben. Das Uebernatürliche wird natürlich, die phantastische Welt erscheint als Wirklichkeit. Das Märchen wurzelt nur im Kindesalter eines Volkes. Die Aufhellung der modernen Naturwissenschaft hat den Hauber des Aberglaubens gebrochen. Die Märchen, die unsre Zeit dichtet, setzen ungleich größere Mittel voraus. Ihre Schöpfer müssen Wissende und Dichter zugleich sein. Aber auch das Geschlecht untrer Kinder ist ein andres. Besonders das Stadtkind hat täglich und stündlich die Erzeugnisse der modernen Technik vor Augen und diese Wunderwelt findet kaum noch einen Pfad, der ins Bereich des Aberglaubens alter Märchen zurückleitet. Denn gerade diese überlieferte Gattung operiert mit Vorstellungungen und Fabelwesen, die dem aufgeklärten Kinderium untrer Zeit Mißtrauen und Zweifel erregen. In der Kindheitsperiode

der Menschheit, als noch Sklaverei, Hörigkeit und Leibeigenschaft die Entwicklung des persönlichen Freiheitsbewußtseins unter Wasser hielten, spielte die Phantasia gern mit Königen, Prinzen und Prinzessinnen, zu denen das arme Volk demütig aufschaute, als Menschen höherer Art. Das ist heute anders, und nur noch das nähere Landkind horcht auf, wenn von solchen geredet wird. Aber auch die Begriffe von Recht und Unrecht, wie von der Vergeltung und deren Mitteln haben sich gewandelt. In dem alten Volksmärchen herrscht nicht selten viel Willkür und Roheit. Sie prägt sich aus in dem wenig entwickelten Unterscheidungsvermögen zwischen Mein und Dein, in der Anwendung barbarischer Strafen, die den Schuldigen treffen, daß die „Dummen“ in der Regel die Guten, Edlen, die Klugen, meistens die Ränkespinner, ja die Bestimmungslösen, wenn nicht gar die eigentlichen Verbrechernaturen von Geblüt darstellen müssen, gehört ebenfalls ins Gebiet überwundener Naivetät. Einen Märchenkönig, der es beispielsweise seiner Dummheit wegen zum Besitz einer Krone brachte, wird der moderne Weltfremd des Kindes von heute mindestens mit zweierlei Augen anschauen: — Mitleid in dem einen, spottende Ironie in dem andern. Märchen werden eben nicht mehr erzählt, sondern gelesen. Aber ein lesendes Kind ist schon in gewissem Grade ein denkendes Wesen. Es interpretiert sich also den Sinn des Märchens auf seine Art. In dieser Hinsicht können die alten Volks Erzählungen sehr wohl pädagogische Zwecke haben, obwohl es verkehrt wäre, wollten die Erzieher und Lehrer glauben, damit den für die Erscheinungen der lebendigen Gegenwart aufgeweckten Geist des Kindes in den Urzustand naiven Aftaunens und Nichtdenkens zurückversetzen zu können. Die Aufgabe der modernen Pädagogik muß es sein, in der Seele der Kleinen das Rechtsgefühl zu wecken, den Freiheitstrieb zu lenken, falsche Autoritätsvorstellungen zu beseitigen, das Bewußtsein der menschlichen Würde zu pflegen, die wahre Liebe für alle Lebewesen durch Vorbilder des einzig Guten einzupflanzen und zu befestigen. Märchen von Tieren als treue Kameraden des Menschen können gewiß viel gutes stiften. Unfre alten Volksmärchen bergen an solchen Tiergeschichten reiche Schätze. Der eingangs erwähnte Verein bietet in dem vorliegenden Büchlein 22 solcher Märchen. Sie sind zum größten Teil deutschen Ursprungs. Aber auch einige Märchen fremder Völker und Nationen finden sich darunter, wie die Namen älterer und neuerer Erzähler. Die Herausgeber bemühen sich, das Beste zusammenzustellen, und zwar in der Anordnung vom Leichteren zum Schweren. Sie trugen auch Sorge, alles in vorzüglicher Ausstattung zu bieten. Tierbildchen — zwar etwas gar zu primitiv — umrahmen als Kopfseiten und Schlußvignetten die einzelnen Märchen. Gutes Papier, klarer Druck, einfacher, dabei doch geschmackvoller fester Einband erhöhen den Wert des handlichen Werkes, das obendrein wegen seines billigen Preises (90 Pf.) gern der Beobachtung der Eltern empfohlen werden kann. —

**Theater.**

**Kleines Theater.** „Salome“ von Oskar Wilde. „Bunbury“, ein Schwan von Oskar Wilde. — Wildes „Salome“ wurde vor einem geladenen Publikum gespielt. Die Censur hatte, weiß Gott warum, eine öffentliche Vorstellung kurzer Hand zu verbieten geruht. Der biblische Stoff kann jedenfalls zur Begründung des Beschlusses nicht herhalten, denn Sudermanns „Johannes“, der ganz dasselbe Thema behandelt, durfte unbehindert über alle Bühnen gehen. Auch läßt, mit den schärfsten Polizeiluppen selbst, nirgendwo eine gegen den Ernst der biblischen Erzählung gewandte Ironie sich in dem Stücke entdecken. Die hohe Tragik der Johannesfigur wird dadurch, daß der Dichter seine Salome mit sinnlicher Begierde sich dem Täufer nahen läßt, gewiß nicht gemindert. Vielmehr, der Kontrast hebt noch den Eindrud. Oder darf gar ein Bibelrama Wildes einfach darum nicht öffentlich gespielt werden, weil es von Wilde ist, weil der Mann Jahre hindurch ein gefeierter Liebling der Londoner Aristokratie, in einen Luffehen machenden Skandalprozeß verwickelt, weil er zu entehrender Haft, die den Grund zu seinem frühen Tode legte, verurteilt worden ist? Hier, wie gewöhnlich, entzieht sich die Censurpsychologie allen menschlichen Ermessen.

Die Aufführung in dem „Kleinen Theater“ war glänzend. Frau Ehsoldt gab die Salome, Reicher den Herodes; als Gäste vom „Deutschen Theater“ hatten Kaiser den Johannes, Luise Dumont die Herodias, Max Reinhardt einen der Juden, die bei dem Tetrarchen um den Tod des Täufers betteln, übernommen. Und ebenso wie in dem Spiele war auch in der äußeren Umrahmung alles mit feinstem Gefühl für den Stimmungsgehalt und die malerischen Reize des Dramas abgetönt. Man sieht einen der inneren Höfe in dem Palaste des Herodes. Aus unterirdischem Gewachsam klingen von Zeit zu Zeit klagen und mahnen die Worte des gefangenen Johannes empor. Soldaten unter einem jungen Sprer-Hauptmann bewachen das Thor und reden mit einander über den seltsamen Glauben des Juden. Langsam, in leiser Selbstgespräch voll lästern-lüstiger Gedanken schleicht Salome aus dem Festsaal herbei. Es fängt sie, daß Herodes, der Mutter Gemahl, mit verliebten Augen an ihr, der Tochter, hängt. Als sie die mächtige Stimme aus dem Gefängnis in der Abendstille vernimmt, schiebt ihr die Laune durch den Kopf, den Propheten zu sehen; und die Gefahr, die für den jungen Hauptmann damit verbunden ist, wenn er, dem ausdrücklichen Gebot des Herodes trogend, ihrem Wunsche sich fügt, peitscht ihr Begehren nur noch

stärker auf. Es reizt sie, ihre Macht zu erproben. Sie laßt, sie schmeichelt, sie verspricht, ihm aus der Käufe zugulächeln und der verliebte Thor thut, wie sie will. Johannes wird vorgeführt: Dülster, bleich, den visionären Blick in unbestimmte Fernen gerichtet. Kein menschliches Mitleid, kein ehrfürchtiges Erschauern vor dem Todesmüte dieses Bekemerns regt sich in ihrer ausgebrannten leeren Seele. Mit borniertem Gelistien starrt sie auf die Erscheinung einer fremden Welt, und von neuem beginnt sie das Spiel des schmeichlerischen Loden. Die Verachtung des Propheten schürt ihr Feuer. Aus der Laune herrschsüchtiger Eitelkeit wird wütende Begierde. Immer stehender erklingt ihr Wort. Johannes flucht ihr, wie er der Mutter, der blutschänderischen Herodias geslucht hat, und das Gefühl ihrer Dhmacht schlägt um in brennenden Haß. Still brütend lauert sie nieder. Nun folgt die große Scene mit Herodes. Der Tetrarch mit dem Gefolge der Festgenossen tritt in die laue Stille des Hofes hinaus. Lieblosend girrt und wirbt seine Stimme um die Tochter. Sie achtet seiner nicht. Wieder ertönen von unten herauf schauerlich die Drohungen des Täufers. Herodias dringt in den Fürsten, er solle den Lästere töten lassen. Der hört sie laun, sein ganzes Simmen kreist um Salome. Wenn sie tanzen wolle, soll alles, was sie wünscht, ihr eigen sein. Dies Wort bricht endlich ihre Starrheit. Mit bösem Lächeln läßt sie ihn schwören. Sklavinnen lösen ihr die Gewänder; ein kurzer Rausch des Tanzes — und sie verlangt von dem erschreckten Vater des Täufers Haupt. Er schaut das Blut, aber mit der trogigen Verstoßtheit eines eigentwilligen Kindes hält sie ihn an dem Worte fest. Die Stufen des Gefängnisses ersteigen, lauscht sie mit wollüstigem Grausen, wie das Haupt des Verhafteten, vom Schwert des Henters abgetrennt, zu Boden rollt. Auf silberner Schale wird es ihr gebracht, mit neu erwachender Begierde drückt sie einen Kuß auf die erstarrten Lippen. Herodes aber, in wilder Eifersucht auffahrend, heißt die Krieger, mit ihren Schilben das Weib zu Boden schlagen.

Es ist kein Drama, das durch Nachahmung lebendiger Wirklichkeit Illusion erzeugen könnte. Wollte man streng mit dem Maßstabe des natürlich Möglichen messen, es bliebe wenig in dieser zu einem einzigen Akt zusammengedrängten Simmenfolge bestehen. Ist es denkbar, daß eine Königs Tochter, und sei sie tausendmal vom Blute der Herodias, so wie Wildes Salome zu einem Gefangenen ihres Vaters redet, zumal im Angesicht der rings umherstehenden Soldaten? Und ähnlich ließe sich das ganze Stück hindurch Frage an Frage reißen. In der That die symbolistische Vereinfachung schlägt öfters um in offene Unnatur. Und doch ist Größe darin. Die verruchten Züge Salomes prägen sich wie die jener Strindberg'schen Weibernaturen, denen sie durch ihre schrankenlose Verwerflichkeit verwandt ist, tief in die Seele ein, die Sprache atmet schwüle Farbenglut und in großen malerisch plastischen Gruppen schreitet rhythmisch bewegt die Handlung vorwärts. Gertrud Ehsoldt als Salome und Reicher als Herodes boten Meisterwerke intimster Charakteristik.

„Bunbury“, eine triviale Komödie für ernsthafte Leute“ enttäuschte mich. Es soll wohl eine Parodie auf das traditionelle Schwantgenre sein, aber es gab lange, lange Partien, in denen Parodie und Urbild zu ungeschiedener Einheit zusammenfloßen. Drei Akte für die winzige Idee war zu viel des Guten. — -dt.

**Notizen.**

— Die Deutsche Bibliographische Gesellschaft in Berlin giebt noch in diesem Winter als ersten Band ihrer Publikationen eine Uebersicht über die Geschichte und den ganzen Inhalt der Zeitschriften unserer romantischen Periode (1800—1890) heraus. —

— Im Kleinen Theater geht Donnerstag Oskar Wildes Lustspiel „Bunbury“ öffentlich in Scene. —

— Das Schauspielhaus hat zwei neue Stücke zur Aufführung angenommen: „Marcus Pacubius“, eine dreiaktige historische Komödie von H. Katsch und Hans Erdmanns dreiaktiges Lustspiel „Prinzessen Brant“. —

— „Die einsame Insel“, ein Lustspiel von Leopold Jacobson und Rudolf Vernauer, wird demnächst im Neuen Theater zur Aufführung gelangen. —

— Gerhart Hauptmanns neues Drama „Der arme Heinrich“ wird im Wiener Burg-Theater am 29. November, im Deutschen Theater in Berlin am 6. Dezember zum erstenmale gegeben werden. —

— Am häufigsten aufgeführt wurden in der Zeit vom September 1901 bis zum August 1902 folgende Autoren: Meyer-Hörster mit dem Schauspiel „Alt Heidelberg“ 1258 mal, Sudermann 1139 mal, Schiller 1015 mal, Shakespeare 746 mal, Otto Ernst 636 mal, Ibsen 625 mal, Harleben 453 mal, Schnitzler 379 mal, Hauptmann 369 mal, Dreher 264 mal und Halbe 240 mal. —

— Otto Ernsts Komödie „Die Gerechtigkeit“ erzielte im Münchener Residenztheater einen starken Erfolg. —

— Klingsers „Verthoven“ bleibt bis Mittwoch bei Keller u. Reiner ausgestellt. Im ganzen besuchten die Ausstellung bis jetzt über 23 000 Personen. —

— Beim Briefpostamt in Berlin wird gegenwärtig eine amerikanische Stempelmaschine ausgeprobt, die 60 000 Stempel in der Stunde liefert. —